

**Helga Aberle**

**Vergib, lass los  
und lebe**

**Eine autobiographische Erzählung**

Copyright: © 2021 Helga Aberle

Umschlag & Satz: Erik Kinting – [www.buchlektorat.net](http://www.buchlektorat.net)

Verlag und Druck:

tredition GmbH

An der Strusbek 10

22926 Ahrensburg

978-3-347-37400-3 (Paperback)

978-3-347-37401-0 (Hardcover)

978-3-347-37402-7 (e-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

*Gewidmet meinen Kindern  
Thomas, Iris und Sabine,  
sowie meinen Enkelkindern  
Laura, Gil, Luca, Ben, Paul, Lin und Carl*



# Inhaltsverzeichnis

<i>Dennnoch .....</i>	8
<i>So sprach Er .....</i>	9
<b>Prolog .....</b>	<b>11</b>
<b>Vorwort .....</b>	<b>23</b>
<i>Man setzte an.....</i>	26
<b>Donnerstag, 21. August 1986 .....</b>	<b>28</b>
<i>Nur eine Seifenblase .....</i>	34
<b>Oktober – Dezember 1984 .....</b>	<b>35</b>
<b>24. Dezember 1984 – ein Mittwoch und Heiliger Abend. ....</b>	<b>84</b>
<i>Beraubt.....</i>	116
<b>Donnerstag, 21.August 1986 .....</b>	<b>117</b>
<i>Freudlos .....</i>	162
<i>Mein Untergang.....</i>	165
<i>Verlorene Leichtigkeit.....</i>	173
<i>Doppelte Konturen.....</i>	191
<b>26. November.....</b>	<b>198</b>
<b>2. Dezember 1986 .....</b>	<b>202</b>
<i>Fertiggemacht.....</i>	226
<i>Unfähig ehrlich zu sein? .....</i>	258
<i>Hoffend.....</i>	276
<i>Reden möchte ich.....</i>	299
<b>24. Dezember 1986 – Heiliger Abend. .....</b>	<b>300</b>
<i>Weißt du .....</i>	328
<i>Die Augen ausdruckslos.....</i>	332
<i>Betrogen .....</i>	372
<i>Die Farben des Schmerzes .....</i>	432
<i>Damals .....</i>	458

<i>Sehnsucht</i>	466
<i>Angst</i>	473
<i>Schmerzende Stille</i>	476
<i>Einsam</i>	477
<i>Der Himmel trug Trauer</i>	478
<i>Ein Leben als Trümmerhalde</i>	482
<i>Lernen</i>	488
<i>Die höchste Autorität</i>	496
<i>Unverständlich</i>	504
<i>Immer wieder</i>	507
<i>Alles verschenkt</i>	508
<i>Warten, kein warten mehr</i>	511
<i>Vier Jahrzehnte</i>	512
<i>Wo pack ich's hin?</i>	516
<i>Verzeih</i>	517
<i>Blind geworden</i>	518
<i>Nur ein welkes Blatt</i>	519
<i>Licht am Horizont</i>	522
<i>Warum?</i>	523
<i>Wechselspiel des Seins</i>	526
<i>Mein Ich</i>	530
<i>Verspätete Wahrheit</i>	536
<i>Was du dir wünschst</i>	541
<i>Du</i>	546
<i>Aufatmen</i>	547
<i>Mein Leben</i>	548
<i>Ich stehe wieder oben</i>	549
<b>Anhang</b>	<b>550</b>
<i>Ich bin</i>	554
<i>In memoriam</i>	555
<b>Dank</b>	<b>558</b>



Im Käfig des Stützapparates

## ***Dennnoch***

Der 21. August 1986 war ein prächtiger Sommertag  
und er begann wie alle anderen Tage.

Mit keinem Gedanken dachte ich daran, dass an diesem Tag  
die Weichen für die nächsten Wochen und Monate, nein, für  
den Rest meines Lebens, gestellt wurden.

Dieser Tag war für mich wie das Tor in ein ganz finstres Tal.  
Und ich schritt durch dieses Tor.

Schmerzen, Angst und eine grenzenlose Verzweiflung sollten  
mir auf dem Weg durch dieses Tal begegnen.

Und heute, was bedeutet dieser Tag für mich heute?  
Er war die Chance meines Lebens!

Doch diese Erkenntnis kam mir nicht von heute auf morgen.  
Es war ein langer, überaus schmerzlicher Weg bis zu diesem  
„Dennnoch“.

Kein Engel an meiner Seite,  
das dachte ich einst –  
heute weiß ich,  
sie waren da, jede Menge ...

## ***So sprach Er***

*Und so sprach er zu mir:  
Komm an den Rand des Abgrunds.  
Ich sagte: Ich kann nicht,  
ich fürchte mich so sehr.  
Komm an den Rand des Abgrunds;  
ich kann nicht,  
ganz sicher werde ich abstürzen.  
Komm an den Rand des Abgrunds;  
ich kann nicht,  
bestimmt werde ich sterben.  
Komm an den Rand des Abgrunds.  
Und ich ging resigniert.  
Und ich stand  
am Rand des Abgrunds.  
Und ich sah  
in den Schlund der Hölle.*

*Und er stieß mich  
Und siehe da  
Ich hatte Flügel*



# Prolog

Und wieder ist es ein Donnerstag. Zwar nicht im August wie einst, sondern diesmal ist es ein Tag im März, aber das hatte nicht viel zu sagen; dem Grauen, das sich anschickte sich zu manifestieren, sich zu wiederholen, war es ohnehin egal. Und dem Augenblick, der innerhalb weniger Sekunden, genauso wie damals, alles veränderte, wohl auch.

Ich bin in der Küche, die letzten Handgriffe noch – dann Entspannung. Der langersehnte Feierabend liegt vor mir, als im Flur das Telefon läutet. Kurz erwäge ich in Gedanken, es einfach klingeln zu lassen. Der Anrufbeantworter würde sich ja automatisch einschalten und so könnte man mir ohne weiteres eine Nachricht hinterlassen.

Bereits seit Jahren mit gesundheitlichen Problemen behaftet, hatte ich auch heute schon einiges an Schmerzen ausgehalten. Ruhe und Entspannung sehnte ich herbei und freute mich auf einen Abend, an dem es keine Termine und keine Gespräche mehr geben sollte.

Natürlich griff ich doch nach dem Hörer und nannte meinen Namen. Gisela, meine Schwägerin, war am Apparat. Sie teilte mir mit, dass Günter, mein Mann, einen Unfall mit dem Motorroller hatte. Ein älterer Autofahrer hatte ihm die Vorfahrt genommen und so den Unfall verursacht. Näheres wusste sie nicht zu sagen. Einer der Sanitäter hatte telefonisch darüber informiert, hatte den Verdacht einer Fraktur des Oberschenkels erwähnt und wissen lassen, dass Günter ins nahe gelegene Kreiskrankenhaus eingeliefert worden war.

Mein Mann und ich leben seit einigen Jahren voneinander getrennt. Dennoch pflegen wir ein freundschaftliches Verhältnis zueinander, nicht zuletzt wegen unserer drei Kinder. Dieser Schritt

der Trennung ist mir damals nicht leichtgefallen, und es kostete mich viele innere Kämpfe, bis ich, zusammen mit der jüngsten Tochter, in ein eigenverantwortliches und gesünderes Leben aufbrach. Geschieden sind wir beide nicht. Für solch einen Schritt gab es für uns nie einen ernsthaften Grund. Obwohl uns die Liebe abhandengekommen war, steht es für mich nun außer Zweifel, dass ich mich, besonders in dieser Situation, um meinen Mann kümmern werde.

Nun habe ich eine Fahrt mit dem Auto von ca. 40 Minuten vor mir und beabsichtige, die Tochter schnell zu informieren und mich dann gleich auf den Weg zu machen. Dass ich mit Iris, unserer Tochter, und deren Familie in einem Haus lebe, ist für mich, für uns alle, einfach ideal, einfach perfekt. Jeder Tag ist ein Abenteuer, ein Gewinn und ein Geschenk. Besonders seitdem der kleine Enkelsohn auf der Welt ist. Soeben kommt Iris zu mir herein, ihren kleinen Gil hat sie auf dem Arm, der mit seinen vierzehn Monaten unser aller Sonnenschein ist. Als der kleine Mann mich sieht, geht ein Strahlen über das ganze Gesichtchen, er streckt mir lachend seine Arme entgegen und erwartet nun meine Aufmerksamkeit. Aber ich bin nicht mehr ich, stehe irgendwie neben mir, bin schon nicht mehr richtig anwesend. Fast wie in Trance lächle ich das Kind an, streichle die kleinen, zarten Wangen und gebe die soeben gehörte Schreckensnachricht an Iris weiter. Meine Tochter ist genauso betroffen wie ich, will mich zuerst begleiten, aber im Hinblick auf ihren kleinen Sohn verwirft sie diesen Gedanken schnell wieder. Schmerzen und Müdigkeit treten in den Hintergrund, und ich mache mich alleine auf den Weg in das Krankenhaus. In jenes Krankenhaus, welches für mich bereits seit Jahren überaus schmerzliche Erinnerungen in sich birgt. Ein eigenartiges, irgendwie ungutes Gefühl breitete sich vom Magen her in meinem gesamten Körper aus, während meine Gedanken mir auf meinem

Weg vorauseilen. Was wird mich erwarten? Ist Günter ernstlich verletzt? Ist er überhaupt verletzt und wenn ja, wie werde ich ihn antreffen? Und ständig dieses beklemmende, ungute Gefühl in mir.

Der Feierabendverkehr ist wie üblich dicht; ein Auto hinter dem anderen. Mich zu konzentrieren fällt schwer, ich ermahne mich selbst immer wieder zur Achtsamkeit; dennoch entgleiten mir die Gedanken ständig und flüchten zu meinem Mann. Gedanken abschalten können – bisweilen noch immer ein Wunsch.

Ich weiß nicht wie, aber ich erreiche das Krankenhaus. Die Eingangstür öffnet sich von alleine. Bereits beim Eintreten erhöht sich mein Herzschlag, stockt mir der Atem. Dem Gefühl nach greift mir jemand an die Kehle. Nur eine Erinnerung – aber eine unauslöschliche. Dieser dunkle Fleck des Schreckens in mir drin. Schon so lange in mir drin.

An der Pforte kann man mir nicht wirklich Auskunft geben. Es sei gerade Schichtwechsel gewesen, erklärt mir die Dame hinter der Glasscheibe, bedauert, mir nicht weiterhelfen zu können und schickt mich hinauf auf die Unfallstation. Dort weiß man auch nichts von einem Unfallpatienten, gibt mir aber den Rat, mich bei der Notaufnahme zu melden. Hier endlich weiß jemand Bescheid. Ja, mein Mann sei hier gewesen, bestätigt mir eine Mitarbeiterin. Sie steht auf einer Trittleiter vor einem Regal und sieht kurz zu mir her. Um ein wenig Geduld bittet sie mich und fährt fort, einen Berg an Akten vom Schreibtisch in das Regal zu schichten. Dann bietet sie mir einen Stuhl an, beendet ihr Tun und lässt mich danach kurz alleine, um den Arzt über meine Anwesenheit zu informieren.

Ungeduldig und nervös bin ich, spiele mit dem Ring an meinem Finger, drehe ihn im Kreis, ständig im Kreis herum. Alle möglichen und unmöglichen Szenarien gehen mir durch den Kopf.

„Ja, er ist hier gewesen“. In Gedanken frage ich mich, wie dieser Satz wohl zu verstehen sei. Ist er etwa nicht mehr hier im Krankenhaus? Wo ist er dann? Wieder daheim? Alles halb so schlimm? Oder doch schlimm? In eine andere Klinik verlegt?

In Gedanken versunken, bemerke ich das Kommen des Arztes nicht. Plötzlich steht er neben mir, stellt sich vor, reicht mir freundlich seine Hand und bittet mich, ihm doch zu folgen. „Gehen wir in mein Arbeitszimmer“, fordert er mich auf, „dort werde ich Ihnen alles erklären“. Er dreht mir den Rücken zu und geht vor mir her aus dem Raum, den Gang entlang, öffnet dann rechts eine Tür und heißt mich mit freundlich auffordernder Geste seiner Hand, einzutreten. Warum so förmlich, denke ich; ihr Mann war hier und ist wieder zu Hause, oder auch wir haben ihn verlegt, ist doch rasch gesagt, ohne diese Zeremonie.

Der Arzt deutet auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch und bittet mich, darauf Platz zu nehmen. Wie abwesend, wie in Trance bewegt er sich, zeitlupenmäßig setzt er sich in seinen Sessel, stützt beide Hände auf die Armlehnen – irgendwie kommt mir das alles etwas befremdlich vor, irgendwie einen Touch zu träge, zu mühsam ... was ist mit meinem Mann passiert, frage ich mich ... dann schaut er mich an. „Wir haben Ihren Mann in die Universitätsklinik fliegen lassen“, beginnt er das Gespräch, verstummt kurz, dreht die Uhr an seinem Handgelenk so, dass er die Zeit ablesen kann und vollendet seinen Satz: „In diesen Minuten dürfte er dort angekommen sein“. „Nachdem wir Ihren Mann geröntgt haben“, fährt er fort mich zu informieren, „sahen wir rechts eine komplizierte Becken- und Oberschenkelhalsfraktur, das Bein war ausgekugelt, das Einrenken und Stabilisieren gelang uns auch nach mehrmaligen Versuchen nicht. Die Gelenkkugel blieb einfach nicht in der Gelenkpfanne. Wir erbaten uns telefonischen Rat bei den Kollegen der Uniklinik. Diese rieten uns zu einer gewissen

Technik, um das Bein in die richtige Lage zu bringen. Das Gelenk sprang uns aber immer wieder raus, sodass auch unter der Anleitung dieser Kollegen ...“

Das ungute Gefühl in mir verstärkt sich. Für mein Verständnis war das Erklären über die Beckenfraktur viel zu umständlich, zu langatmig und zu kompliziert. Ein Beckenbruch mag zwar schmerhaft sein, möglicherweise eine erschwerte Therapie bedeuten, vielleicht auch ein Fall für den Chirurgen sein, aber er bedarf doch bestimmt keiner so komplizierten Erklärung. Mir kam es so vor, als wollte der Arzt Zeit gewinnen. Zeit wofür?

„Natürlich haben wir den Körper Ihres Mannes komplett geröntgt“, hörte ich ihn in seiner Erklärung fortfahren, „und dabei festgestellt, dass er mehrere“ – an dieser Stelle bekommt seine Stimme einen anderen Klang – „dass er mehrere Halswirbelfrakturen erlitten hat; bedauerlicherweise hat sich Ihr Mann bei diesem Unfall mehrfach das Genick gebrochen“. Das Gehörte lässt mich regelrecht in meinem Stuhl zusammensacken. Dem Gefühl nach erleide ich einen Faustschlag in die Magengegend, heftig und brutal, vollkommen unvorbereitet. Zum zweiten Mal in einer Stunde stockt mir der Atem, setzt für Sekunden aus. Mein Schatten, mein gefürchteter Schatten ist im Begriff mich einzuholen! Nur eine Erinnerung, aber eine unauslöschliche. Ein längst vergessen geglaubter Alptraum steigt vor meinen inneren Augen auf; ich sehe wieder in dieses gähnende, bodenlose, schwarze Loch und es scheint mir, als ob eine ungeheure Kraft mich erneut in die Tiefe zieht. Mein Magen rebelliert, mir wird augenblicklich schlecht. Die Handflächen werden feucht, und vor meinen Augen sehe ich farbige Ringe rotierend sich ineinander bewegen, in denen der Arzt wie durch ein Kaleidoskop zu sehen ist. Für den Bruchteil einer Sekunde gerate ich darüber ins Staunen. Ich versuche, gleichmäßig und ruhig zu atmen, doch mein Herz rast, scheint

über sein eigenes Pochen zu stolpern, und jeder Pulsschlag rauscht mir in den Ohren: Halofixateur, Halofixateur, Halofixateur. Ich schließe die Augen, öffne und schließe sie wieder. Dieses farbige Rotieren soll aufhören. Die Hände, die zuvor locker in meinem Schoß lagen, suchen Halt; sie umklammern die Armlehnen, als ob von dort Hilfe zu erwarten wäre. Der Versuch, mich zu strecken, mich in diesem Stuhl ein wenig aufzurichten, um dem Druck in mir Raum zu geben oder ihm auszuweichen, gelingt mir nicht wirklich. Ich versuche, mich auf mich selbst und meine Position zu konzentrieren. Ich sitze hier in diesem Raum. Der Arzt mir gegenüber. Dieser spielt mit einem roten Kugelschreiber, dreht ihn in den Fingerspitzen beider Hände. Sein Blick ist auf mich gerichtet, der meine auf den im Kreis rotierenden Kugelschreiber. Zwischen uns der Schreibtisch, mit auffallend ordentlich gestapelten Unterlagen. Rechts von mir das Fenster, links die Türe. Mein Körper beginnt zu zittern, ich reiße mich zusammen und fange gleich wieder an zu zittern. Ich könnte fliehen. Mich weigern, weiterhin zuzuhören, nur raus, nur fort, nur weg von hier. Aber ich bleibe an meinem Platz, auf diesem Stuhl, sitzen, meine Augen, die wieder klarsehen, erneut auf den Arzt gerichtet. „Wie wird die Behandlung für meinen Mann nun aussehen?“, frage ich. Das ist zwar völlig unnötig, auch unsinnig. Ich weiß es doch schon längst. Ich weiß es, weiß es wohl viel besser und genauer als der Arzt mir gegenüber oder irgendein anderer hier in diesem Krankenhaus. Weil, ja, weil, ich hatte es selbst erlebt, selbst erfahren, selbst erlitten. Der Arzt vor mir kennt ganz sicher die Theorie und Vorgehensweise, ich jedoch, ich kenne die Praxis.

Mein Gegenüber ist wieder im Hier und Jetzt – oder bin ich es?  
„Die Halswirbelsäule muss stabilisiert werden“, höre ich ihn wie von weither sagen. Wie das gemacht werden wird, das muss ich mir nicht erklären lassen. Meine Stimme ist nun nicht mehr fra-

gend, als ich ihm ins Wort falle: „Und das geschieht durch das Anpassen eines Halofixateurs.“ Der Mediziner sieht mich erstaunt an, so, als frage er sich, ob ich wohl vom Fach, etwa medizinisch ausgebildet sei, oder woher ich so etwas wissen könne, nimmt irritiert sein Kinn ein wenig zurück, zieht die Augenbrauen hoch, atmet hörbar aus, schaut wie durch mich hindurch und nickt dann bejahend mit dem Kopf: „Ja, genauso wird es sein, durch das Anlegen eines Halofixsateurs.“ Es ist ein Kampf, die Worte aus meinem Mund zu bekommen, aber ich muss ihn einfach fragen: „Steht er in Gefahr einer Querschnitte...“? Der Arzt lässt mich den Satz nicht vollends aussprechen, jedes seiner Worte langsam betonend, gibt er mir zur Antwort: „Hier bei uns hatte er noch keine Lähmungen.“ Oh mein Gott, noch keine Lähmungen. Für einen Moment bin ich verloren, im Innern meiner Gedanken, in mir drin. Mein Schatten, mein Schatten – er hat mich eingeholt. Ich spüre, wie sich Tränen in den Augen bilden, passe auf, dass sie nur ja dort bleiben, reiße beide ein Stück weit auf, um ihnen Platz zu verschaffen. Beim nächsten Blinzeln würden sie überlaufen.

Das Telefon auf dem Schreibtisch klingelt. In dem kurzen Moment, in dem des Arztes Aufmerksamkeit dem Hörer gehört, seine Hand sich nach ihm ausstreckt, wische ich mir verstohlen über die Augen. Seine rechte Hand hält schwebend den Hörer, die linke streckt er mir entgegen, um mich zu verabschieden: „Das war's von meiner Seite“, sagt er, mit einer Tonlage in der Stimme, die ein großes Maß an Betroffenheit erkennen lässt. „Auf Wiedersehen und alles Gute für Ihren Mann.“

Müde und wie erschlagen stehe ich auf, bedanke mich für die Auskunft und die Zeit, die er sich für mich genommen hat, gebe ihm noch einmal die Hand, verlasse den Raum, das Gebäude, laufe in Richtung Auto und mache mich auf den Weg in die Wohnung meines Mannes. Per Handy informiere ich Iris kurz darüber, dass

ihr Vater in die Universitätsklinik verlegt worden ist, und ich ihr alles Weitere bei meiner Rückkehr sagen würde.

Viele Gedanken schwirren mir durch den Kopf und nicht einer kann zu Ende gedacht oder auf einen Nenner gebracht werden. Immer wieder neue Gedanken, sie überschlagen sich, werden fallen gelassen, neu aufgegriffen; ich muss mich dazu zwingen, auf die Straße und den regen Verkehr zu achten. Die Bilder im Kopf sind nicht zu vertreiben. Für sie gibt es keine Fernbedienung mit Ausschalttaste. Sie sind so unmittelbar, als wäre das, was schon Jahre zurückliegt, gerade eben geschehen. Bilder, die wie eine Keule treffen oder wie Säure zersetzen. Ungeschützt, unfassbar.

Wie bin ich in unsere ehemalige gemeinsame Wohnung gekommen, und wie später zurück in meine eigene? Ich weiß es nicht mehr. Ich weiß nur, mit meiner Schwägerin habe ich den Kühlschrank geleert, die Heizung abgestellt und all das gemacht, was gemacht werden muss, wenn eine Wohnung lange Zeit unbewohnt bleiben wird. Rolf, Günters Bruder, kommt dazu, will Näheres von dem Unfall wissen. Ich berichte, was ich darüber weiß. Aufgebracht sagt er: „Günter hätte sich das Genick brechen können“! „Rolf, er hat es – mehrfach sogar“.

Günter lebt mit seinem Bruder und dessen Frau in einem Zweifamilienhaus. Ihre Eltern hatten es in jungen Jahren gebaut und die Mutter es irgendwann an ihre Söhne weitergegeben. Einst war viel Leben innerhalb dieser Mauern. Unsere beiden Familien hatten jeweils drei Kinder. Auch wenn das Zusammenleben nicht immer einfach war, bemühten wir uns, in gegenseitigem Respekt und in Frieden miteinander auszukommen, uns gegenseitig zu helfen und teilten nicht nur den Namen miteinander. Das Haus hat eine schöne, exponierte, unverbaubare Lage, was von manch einem Wanderer oder Tourist schon wiederholt anerkennend hervorgehoben

worden war. Man sieht von dort weit ins Tal – besonders wir, in der zweiten Etage, haben freie Sicht hinaus in die Natur. Rolf, Günters Bruder, bewohnt mit seiner Familie das Parterre. Alle Kinder sind inzwischen ausgezogen, leben ihr eigenes Leben. So ist es ruhig geworden im und um das Haus. Rolf und Gisela haben sich nach wie vor, und mein Mann lebt, seit ich ausgezogen bin, alleine. Er hat ein fröhliches Naturell, lebt mit sich und der Welt im Einklang und meistert sein Leben ganz gut.

Es ist mir bewusst, dass viele Monate vergehen werden, bis Günter wieder zurück in seine Wohnung kann. Frage mich, wie lange das wirklich dauern wird. Was liegt in der Zeit dazwischen, wird er den Unfall überstehen, wenn ja, wie, und was kommt danach? Ich bewege mich wie in Trance, funktioniere mechanisch, nahezu wie ein Roboter. Die schmerzenden Bereiche an meinem Körper spüre ich nicht mehr gesondert. Ich bin Schmerz, bin durch und durch zu Schmerz geworden. Ich fühle mich wie geschlagen, alle Handgriffe fallen mir schwer, und die Glieder tun mir weh. Erschöpft kämpfte ich mit mir und meinen Gefühlen, die ich noch nicht verstehe, nicht einzuordnen weiß, die mich nahezu stumpfsinnig und monoton die einzelnen Handgriffe erledigen lassen.

Irgendwann mache ich mich auf den Heimweg. Meine Gedanken eilen mir schon wieder voraus. Im Geiste lege ich mir zurecht, wie ich es unseren Kindern sagen werde. Jedes unserer drei Kinder hat meine eigene, ähnliche Erkrankung noch sehr gut in Erinnerung. Mit all den Ängsten und Nöten, mit denen sie selbst monatlang konfrontiert worden sind, unter denen sie gelitten haben und die zu akzeptieren ihnen so vieles abverlangte. Wie ist es denn nur möglich, dass Ähnliches sich innerhalb einer Familie, an Mann und Frau, an Vater und Mutter, so hochdramatisch wiederholt?

Es ist spät, als ich endlich daheim ankomme. Todmüde, mit immensen Ängsten im Bauch und einem Kopf voller unbeantworteter Fragen. Nun gilt es, die Kinder tatsächlich zu informieren. Thomas, unser ältester, sitzt noch im Flugzeug. Er brach am Morgen zu einer Geschäftsreise nach Chicago auf. Iris hat mich kommen gehört und eilt mir schon mit raschen Schritten entgegen. Ängstlich blickt sie mich an. Ihre Augen, ihr Gesicht, ihre ganze Person ist eine einzige Frage. Die Angst und die Sorgen, die sie sich um ihren Vater machte, spiegeln sich in ihren Gesichtszügen, in ihrer ganzen Körperhaltung wieder – noch bevor ich überhaupt ein Wort über die Art der Verletzungen hatte sagen können. Gerne, gar zu gerne, hätte ich ihr nun – so, wie sie da in ihrer Not vor mir steht – etwas Anderes gesagt. Etwas, das nicht so erschreckend, das weniger dramatisch gewesen wäre. Wir stehen im Flur, bis ins Zimmer haben wir es nicht geschafft. Das Reden fällt mir schwer, ich suche nach den richtigen Worten. Gibt es überhaupt richtige Worte für das, was ich ihr sagen muss? Lässt sich das Berichten über ein mehrfach gebrochenes Genick in belanglose Worte kleiden? Angespannt hört meine Tochter mir zu. Bei dem Erwähnen der verschiedenen Halswirbelfrakturen fällt sie mir erschrocken mit der Frage ins Wort: „Ja, und was wird jetzt?“ „Sein Kopf wird in einen Halo geschraubt werden müssen, genau wie bei mir damals, wie sonst sollte man ein mehrfach gebrochenes Genick stabilisieren können?“ ist meine Antwort und Frage zugleich. Meine Große kämpft mit den Tränen, ihre Lippen zittern, dann sagt sie mit unterdrücktem Weinen: „Weißt du Mama, das mit dir damals war das Schlimmste, was ich je erleben musste – und jetzt, nicht noch einmal, sage bitte, dass es nicht wahr ist, bitte sage, dass das nicht stimmt!“ Nun weint sie richtig. Mein Versuch, sie in die Arme zu nehmen und zu trösten, ist kläglich. Wie hätte ich sie auch trösten, was ihr sagen können? Dass alles halb so schlimm sei,